



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Revolutionen in der Pflanzenwelt.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Unglauben schmähtlich zu Grunde geht — die Exaltation, die im Augenblick der Noth Frankreichs wiederkehrt, und dadurch ihre Vergangenheit süht, steigert sich sogar bis zum Wunder; aber es hat sich doch soviel herausgestellt, daß sie sterben muß, wenn sie nach Vollendung ihres Berufs nicht den Kampf der innern Selbstvernichtung kämpfen soll. Sie stirbt schön, von den siegreichen Fahnen ihres Vaterlandes umweht, aber ihr Vater bleibt fern; er ist nicht überzeugt. J. S.

Revolutionen in der Pflanzenwelt.

Wildes Leben im Innern von Central-Amerika. Von Georg Byam. Aus dem Englischen von M. B. Lindau. Dresden, Rudolf Runge, 1850.

Das kleine Werk, welches unter so wildem Titel in diesen Wochen durch den Buchhandel versendet wurde, verdient die Aufmerksamkeit der deutschen Leser. Der Verfasser gehört zu der Classe unternehmender Engländer, welche durch Geschäfte zum Reisen in ferne Gegenden kommt und durch Freude an Abenteuern und Gefahren zuweilen länger in der Fremde gehalten wird, als die praktischen Zwecke ihrer Reise nöthig gemacht hätten. In den Reiseschilderungen solcher Männer wird der Gelehrte allerdings wissenschaftliche Vorbildung und Genauigkeit häufig vermissen, sie können demungeachtet einen bedeutenden Werth haben, wenn der Reisende ein tüchtiger und energischer Mann ist, welcher das fremdartige Leben, in dem er sich tummelt, versteht und zu beherrschen weiß. Seine Urtheile über Menschen, politische und Culturverhältnisse sind nicht weniger achtungswerth, wenn er sich von Jugend auf mehr mit Geschäften, als mit Büchern vertraut gemacht hat. Georg Byam ist durchaus kein Gelehrter, aber ein sehr verständiger und kühner Mann, der gut beobachtet und der in einem Ueberfluß von Unternehmungsgeist sich gerade da am wohlsten fühlt, wo er keine andern Hilfsquellen hat, als seine eigene Umsicht und Bravour. Von Chili aus reiste er nach Leon in Central-Amerika und schlug in diesem Staate fern von Menschenwohnungen in einem Rancho, einer Holzhütte, die er sich mit seinen Jägern gebaut hatte, seine Wohnung auf und lebte dort zwei Jahre zwischen der weiten Prairie und dem unendlichen Wald, am Rande des großen Gebirges. Sein Hauptzweck scheint gewesen zu sein, Kupferminen und edlere Metallager zu suchen; abenteuerliche Prohibitivgesetze der mittelamerikanischen Republiken machten diese Nachforschungen resultatlos. Das Buch aber zeigt uns den Reisenden zumeist als Jäger. Das Leben der Thierwelt wird genau und mit großer Liebe geschildert. Panther und Puma, Tapir und

Alligator, wilde Hunde, Rinder und Pferde, Schlangen, Spinnen und Bienen erscheinen nach einander in interessanten Situationen auf der Bühne. Und was von ihnen erzählt wird, hat durchaus das Gepräge der Wahrhaftigkeit, und der ruhige, sichere Ton des Erzählenden flößt Vertrauen ein, auch da, wo die einzelnen Geschichten dem Europäer fremdartig in das Ohr klingen. Der Verfasser ist ein glücklicher Jäger, wie sein Landsmann Cumming, der große Jäger in der Cap-colonie, der Elephanten- und Löwenfänger. Das Jagdjournal Cumming's und das Werk Byam's, welche in England fast zu gleicher Zeit erschienen, sind für Jagdfreunde wie für alle Verehrer wagehaltiger Kraft vom höchsten Interesse, und beide nicht ohne Werth für den Zoologen, beide erwecken auch großen persönlichen Antheil an ihren Verfassern; während man aber aus dem Werke von Byam einen praktischen Weltmann und einen gewandten und gut gelaunten Gesellschaftler herausieht, ist in Cumming die gentile Abenteuerlichkeit eines Steppenjägers der hervorstechende Zug, und der mit Schakalschwänzen und Straußenfedern geschmückte Hut beschattet ein Gesicht, welches den weißen Damen am Cap für ein Ideal von männlicher Schönheit gilt. Wir Deutsche lesen von den abenteuerlichen Wanderungen einzelner Söhne Albions nicht ohne einen gewissen Neid. Obgleich uns eine derartige Verwendung menschlicher Kräfte nicht für das Höchste gilt, so ist doch ein solch sicheres Ruhen in der eigenen Kraft und ein so unternehmendes Herausfordern der wildesten Gefahren bei uns selten genug. Byam hat ein zweites, größeres Werk geschrieben: *Wanderings in some of the Western Republics of America, with remarks upon the cutting of the great ship canal through Central America* (London 1850), welches von demselben geschickten Uebersetzer ins Deutsche übertragen wird und nächstens erscheinen soll; beide Werke des verständigen und interessanten Mannes seien unsern Lesern hierdurch gelegentlich empfohlen.

Eine kleine Episode aus Georg Byam's Reisetagebuch, welche wir zur Probe seiner lebhaften Darstellung und der guten Uebersetzung mittheilen, hat die Ueberschrift dieses Artikels veranlaßt und möge noch eine kleine landwirthschaftliche Bemerkung entschuldigen.

In Byam's Werk erscheint der Mensch als Besieger und Herr der Natur; die furchtbarste Kraft des Thieres weiß er zu bewältigen, mit dem Funken, welcher zwischen Stahl und Stein aufspringt, brennt er den finstern Urwald nieder, und das freie Roß der Prairien muß in seinem windschnellen Lauf den Reiter aus einem Lande in das andere tragen. Auch wir friedlichen Landbauer sind längst gewöhnt, uns als Herren der Natur zu betrachten, denn mit souveräner Kraft zwingen wir den Erdboden, unseren Zwecken zu dienen. Ueberall aber dient die Natur nicht ohne Widerstreben den Zwecken des Menschen, unausgesetzte Thätigkeit ist nothwendig, sie im Gehorsam zu erhalten, und plötzlich und fürchterlich erhebt sich zuweilen ihre Riesenkraft gegen den Menschen, auf lange Zeit ihm den Ge-

Neue aus ihren Häusern getrieben, und erst nach einiger Zeit wagten sie es, in ihre Wohnungen zurückzukehren, wo sich die meisten, da es noch sehr früh war, wieder in ihre Betten und Hängematten legten. Aber die Dunkelheit schien ungewöhnlich lange zu dauern, man fühlte allgemein eine eigenthümliche Beengung, und als die Leute endlich wieder aufstanden, bemerkten sie zu ihrem noch größeren Schrecken, daß die Luft mit einem sehr feinen grauschwarzen Pulver angefüllt war, das, in den Mund, in die Augen, in Nase und Ohren dringend, das Athem fast unmöglich machte. Man verschloß zunächst so dicht als möglich Thüren und Fenster, fand aber, daß dieses Schutzmittel mehr als nutzlos war, denn das Pulver war so fein, daß es in alle Gemächer drang, und der Mangel aller Luft machte den Aufenthalt in den Häusern unerträglich. Ein halbes Duzend Leute im Lande mochten vielleicht von den letzten Tagen von Pompeji gehört haben und der Vermuthung sich hingeben, daß sie in einem künftigen Jahrhundert wohl-erhalten wieder ausgegraben werden würden; die Mehrzahl aber setzte ihr Vertrauen auf die Jungfrau Maria und auf die verschiedenen Schutzheiligen, besonders auf den heiligen Lorenzo, dem man einen besonderen Einfluß auf Vulcane, auf Ausbrüche und allerlei Brände zuschreibt.

Thüren und Fenster wurden wieder geöffnet und man griff nach dem weiseren Schutzmittel, sich Kopf und Gesicht mit nassen Tüchern zu verhüllen; Einige sattelten ihre Pferde und Maulthiere, um zu entfliehen, aber sie würden nur dem sicheren Tode entgegen geeilt sein. Die armen Thiere keuchten und viele von ihnen kamen um, wenn nicht ihr Eigenthümer vorsichtig und menschlich genug gewesen war, ihre Köpfe mit nassen Tüchern zu verhüllen. Um die Schrecken des Tages zu vermehren, machten sich von Zeit zu Zeit heftige Erdstöße bemerkbar, während man den ganzen Tag ein Geräusch hörte, das wie ferner Donner klang. Die Asche fiel noch immer und so verging der Tag; selbst die Vögel kamen in die Gemächer geflogen, wo Lichter brannten, die aber allerdings kaum sichtbar waren; die Sonne ging unter und der einzige bemerkbare Unterschied zwischen Tag und Nacht bestand darin, daß gänzliche Finsterniß einer „sichtbaren Finsterniß“ folgte, welche jener ähnlich war, die sich über Pharaos Land verbreitete. Es wurde Nacht und die auf dem Tische stehende Lampe brannte wie eine Straßenlaterne in einem dichten Londoner Nebel, die kaum den Weg bis zum nächsten Laternenpfahl beleuchtete. Die Nacht verging und der Morgen sollte beginnen, denn die Sonne mußte bereits aufgegangen sein — aber nein, die einzige Veränderung war ein Uebergang aus schwarzer Finsterniß in graue Finsterniß, und einige Männer und fast alle Frauen eilten in die Kirchen. Dicht verhüllt und in der Dunkelheit kaum sichtbar schwebten sie geräuschlos über den dick mit Asche bedeckten Boden und erinnerten an jene Schatten, die Virgil beschreibt. Sie warfen sich vor ihren Heiligen nieder, schlugen ihre Brust und gelobten, für ihre Rettung durch Darbringung von Kerzen und anderer Gaben

sich erkenntlich zu machen. Aber die Heiligen waren von Holz und Stein und hörten nicht die Stimme der Flehenden. Die Sonne ging wieder unter, ohne daß die Qual gelindert wurde, denn Qual war es in der That.

Man fühlte während des Tages mehrere Erdstöße und hörte häufig das donnerähnliche Geräusch. Der Boden war bereits ziemlich hoch mit Asche bedeckt, der Aschenregen hatte sich noch nicht im Geringsten vermindert, war vielleicht nur noch heftiger geworden; die Finsterniß war noch dieselbe; es war kein Ende des schaudervollen Zustandes zu ersehen; um Menschen und Thiere schien allmählig ein Grab empor zu wachsen; Flucht war vergebens; in den Wäldern und Savannen waren bereits Tausende von Kindern umgekommen, — obgleich diese Thatsache in der Stadt selber damals noch nicht bekannt war — und die Einwohner schienen entschlossen zu sein, lieber in der Stadt jedes ihnen bestimmte Schicksal zu erwarten, als in der Einsamkeit eine ungewisse Rettung zu suchen. Und so verging die zweite Nacht. Am Morgen des 23. war die Aschendecke bedeutend tiefer geworden und die Asche fiel in dichteren Massen herab: das natürliche Grab des Menschen schien aus der Muttererde sich hervorzuheben, statt daß es hineingegraben wurde. Die Frauen eilten wieder mit nassen Tüchern bedeckt, schreiend und wehklagend in die Kirchen und bemühten sich, ihren Lieblingsheiligen fromme Lieder zu singen. Als letztes Rettungsmittel wurden endlich sämmtliche Heilige — ohne eine einzige Ausnahme, damit sich nicht der eine oder andere beleidigt fühlte — aus ihren Nischen herausgenommen und heraus in's Freie getragen, vermuthlich um ihnen Gelegenheit zu geben, sich persönlich von dem Stand der Dinge zu überzeugen. Aber der Aschenregen dauerte fort.

Auf der Höhe von zwei bis drei Meilen schien ohne Zweifel die Sonne hell und warm an dem blauen Himmel; aber all' ihr Lichtglanz und all' ihre Kraft waren nicht hinreichend, den dichten Aschennebel zu durchdringen und ihre Stellung am Himmel auch nur ahnen zu lassen. Als sie aber dem westlichen Horizonte sich näherte, erhob sich plötzlich ein heftiger Nordwind, der es den Einwohnern von Leon in einer halben Stunde möglich machte, ihre eben von den letzten Strahlen vergoldeten Vulcane zu sehen.

Natürlicher Weise wurde das plötzliche Aufhören des Aschenregens der Vermittelung dieser Heiligen zugeschrieben, die ohne Zweifel wieder unter ihr Obdach zu kommen wünschten, und die Priester, die bei den reichlichen Opfergaben jedenfalls nicht zu kurz kamen, ließen es sich sehr angelegen sein, diese Meinung zu billigen und zu bestätigen. Als jedoch am nächsten Tage eine allgemeine Dankprocession gehalten wurde, machte man die Entdeckung, daß die Farbe, womit das Antlitz der Jungfrau Maria reichlich, aber etwas grob bedeckt war, sich abgeblättert hatte, und die halbe Einwohnerschaft erklärte, dieses Bild habe während seines Aufenthalts in der Stadt die Blattern bekommen und aus Zorn darüber jene Strafe auferlegt, die man eben überstanden hatte. Es wurden vor den Altären

der „Königin des Himmels“ unzählige Kerzen angebrannt und ihre Priester erhielten wegen der Versöhnung der heiligen Jungfrau zahlreiche und werthvolle Geschenke und Opfergaben.

Der Aschenregen, welcher selbst von einem englischen Kriegsschiff in bedeutender Entfernung von der Küste gefühlt wurde, veränderte und verdarb, mit Ausnahme des Sacate, (einer Art Binsengras) fast sämmtliches Gras des Landes; ganze Savannen und Waldblößen, die früher ein gesundes Futter getragen hatten, wurden gänzlich verwüstet, und wo vorher die Rinder eine gute Nahrung gefunden, wuchs nun ein schlechtes unbrauchbares Unkraut. Dieses Unkraut gleicht vollkommen der großen Nessel, brennt aber nicht, sondern gibt einen ziemlich angenehmen Geruch, wenn man es mit den Fingern reibt. Es ist mehr als unnütz, da es von den Rindern mit Widerwillen verschmähet wird und, selbst wenn man es umgräbt, immer wieder zum Vorschein kommt. Auf den Bergen, wo Sacate-Gras wächst, oder in den Wäldern, ist dieses Unkraut nicht zu finden, wohl aber verdrängt es auf den meisten alten Pflanzungen und auf den Savannen in der Nähe der Städte fast das Wachsthum jeder andern Pflanze.

Die Rinder und das Rothwild in der Wildniß hatten viel zu leiden und es lagen viele dieser Thiere todt an den Ufern der Flüsse. Das Laub der Bäume, das während einiger Monate im Jahre ihre hauptsächlichste Nahrung ist, war gänzlich zerstört und der hierdurch eingetretene Futtermangel raffte viele Opfer hinweg. Es vergingen einige Jahre, ehe sich das Land auch nur zum Theil erholen konnte, aber die Zeit vermag nicht den Schaden wieder auszugleichen, welcher in Bezug auf den Graswuchs angerichtet worden ist.“

Bilder aus Ostpreußen.

I.

Man kümmert sich bei Ihnen in Deutschland noch immer viel zu wenig um unsere Provinz. Mit Ausnahme der kurzen Periode vom Königsberger Fuldigungslandtag bis zu den Ereignissen des „tollen Jahres,“ einer Periode, in welcher der Cours der Königsberger Gesinnungstüchtigkeit und des ostpreussischen Liberalismus weit über ihren eigentlichen Werth gestiegen war, hat man uns immer wie einen verlorenen Posten angesehen. Ich habe auf meinen Reisen in Deutschland die fabelhaftesten Vorstellungen hören müssen. Man hat ungläubig über meine Behauptung den Kopf geschüttelt, daß auch im Samland Obstbäume gedeihen; man hat mich mit der Miene einer unwandelbaren Ueberzeugung versichert, daß die Ostpreußen nur von grauen Erbsen, Kümmel und Meth